

HEYNE <

Kathy Reichs

KNOCHEN ARBEIT

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Klaus Berr

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
DEATH DU JOUR
erschien bei Scribner, New York



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 10/2011
Copyright © der Originalausgabe 1999 by Kathy Reichs
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1999
by Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © dieser Ausgabe 2011 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Printed in Germany
Umschlaggestaltung und Motiv: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
Zürich, unter Verwendung eines Fotos von © Dorling Kindersley / GettyImages
Satz: Schaber Datentechnik, Austria
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43557-5
www.heyne.de

Für alle, die
den großen Schneesturm
1998 in Quebec
überlebt haben.

Nous nous souvenons

ANMERKUNG DER AUTORIN

Die Figuren und Ereignisse in diesem Buch sind frei erfunden und entstammen der Fantasie der Autorin. Die Geschichte spielt in Montreal, Kanada, in Charlotte, North Carolina, und an einigen anderen Schauplätzen. Gewisse reale Orte und Institutionen werden erwähnt, aber die dargestellten Figuren und Ereignisse sind rein fiktiv.

Wenn die Leichen an dieser Stelle waren, konnte ich sie nicht finden.

Draußen heulte der Wind. Im Inneren der alten Kirche waren nur das Scharren meiner Kelle und das Brummen eines tragbaren Generators mit Heizlüfter zu hören. Hoch über uns kratzten Zweige an vernagelten Fenstern wie knotige Finger auf Sperrholztafeln.

Die Gruppe stand hinter mir, dicht beieinander, aber ohne sich zu berühren, die Hände fest geballt in den Taschen. Ich hörte, wie sie von einem Fuß auf den anderen traten. Stiefel knirschten auf gefrorener Erde. Niemand sagte etwas. Die Kälte hatte uns zum Schweigen gebracht.

Langsam sickerte ein Erdhäufchen durch das grobe Netz meines Siebes. Der körnige Untergrund war eine angenehme Überraschung gewesen. Eigentlich hatte ich angesichts der gefrorenen Oberfläche mit Dauerfrostboden für die gesamte Tiefe der Ausgrabung gerechnet. Doch in den letzten beiden Wochen war es in Quebec für die Jahreszeit ungewöhnlich warm gewesen, der Schnee war geschmolzen und die Erde getaut. Wieder mal Glück gehabt, Tempe. Obwohl diese Vorahnung des Frühlings kürzlich von einem arktischen Wind davongebblasen worden war, hatte das milde Intermezzo die Erde weich gemacht und das Graben erleichtert. Gut. Letzte Nacht war das Thermometer wieder auf unter minus zehn Grad Celsius gefallen. Nicht gut. Die Erde war zwar nicht wieder gefroren, aber die Luft war eisig. Meine Finger waren so kalt, dass ich sie kaum bewegen konnte.

Es war bereits unser zweiter Graben, aber im Sieb fand sich noch immer nichts außer Kieseln und Steinsplittern. Bei dieser Tiefe hatte ich zwar noch nicht viel erwartet, aber man konnte

nie wissen. Eine Exhumierung, bei der alles so lief wie geplant, hatte ich bis jetzt noch nicht erlebt.

Ich drehte mich zu einem Mann in schwarzem Parka und Zipfelmütze um. Er trug lederne, bis unter die Knie geschnürte Stiefel, aus denen zwei Paar über die Schäfte gekrempelte Strümpfe herauslugten. Sein Gesicht hatte die Farbe von Tomatensuppe.

»Nur noch ein paar Zentimeter.« Ich machte eine beschwichtigende Bewegung mit der Hand, als würde ich eine Katze streicheln. Langsam. Ganz langsam arbeiten.

Der Mann nickte und stieß seinen langstieligen Spaten in den flachen Graben. Dabei grunzte er wie die Seles beim Aufschlag.

»*Par pouces!*«, schrie ich und packte die Schaufel. Zentimeter für Zentimeter! Ich wiederholte die flach schneidende Bewegung, die ich ihm schon den ganzen Vormittag gezeigt hatte. »Wir wollen das Erdreich in dünnen Schichten abtragen.« Ich sagte es noch einmal, in langsamem, bemühtem Französisch.

Der Mann war allem Anschein nach nicht meiner Meinung. Vielleicht war es die mühselige Eintönigkeit der Arbeit, vielleicht der Gedanke, Tote auszugraben. Jedenfalls wollte Tomatensuppe es hinter sich haben.

»Bitte, Guy, wollen Sie es nicht noch einmal probieren?«, fragte eine männliche Stimme hinter mir.

»Ja, Hochwürden.« Ein Murmeln.

Kopfschüttelnd nahm Guy die Arbeit wieder auf, doch diesmal trug er die Erde in flachen Schichten ab, wie ich es ihm gezeigt hatte, und warf sie gegen das Sieb. Immer auf der Suche nach Hinweisen, dass wir uns endlich einem Grab näherten, wanderte mein Blick vom Sieb zu der Grube.

Wir arbeiteten schon seit Stunden, und hinter mir konnte ich die Anspannung spüren. Ich drehte mich um und warf der Gruppe einen, wie ich hoffte, ermutigenden Blick zu. Meine Lippen waren so steif, dass ich nicht wusste, ob er mir gelang.

Sechs Gesichter starrten mich an, verkniffen vor Kälte und banger Erwartung. Eine kleine Dampfwolke stieg vor jedem hoch und löste sich auf. Sechs Münder lächelten in meine Richtung. Ich spürte, dass heftig gebetet wurde.

Neunzig Minuten später waren wir einen Meter fünfzig tief. Wie schon aus der ersten hatten wir auch aus dieser Grube nur Erde herausgeholt. Ich war mir sicher, dass ich Frostbeulen an jedem Zeh hatte, und Guy hätte wahrscheinlich am liebsten mit einem Schaufelbagger weitergemacht. Zeit für eine Neubesinnung.

»Hochwürden, ich glaube, wir müssen uns die Bestattungsunterlagen noch einmal ansehen.«

Er zögerte einen Augenblick. Dann: »Ja, natürlich. Natürlich. Und ich glaube, Kaffee und Sandwiches könnten wir jetzt alle gut gebrauchen.«

Der Priester ging auf die Flügeltür am anderen Ende der Kirche zu, und die Nonnen folgten ihm, mit gesenktem Kopf vorsichtig über den unebenen Boden trippelnd. Ihre weißen Schleier breiteten sich in genau gleichen Fächern auf den Rücken ihrer schwarzen Wollmäntel aus. Pinguine. Wer hatte das gesagt? Die Blues Brothers.

Ich schaltete die Flutlichtstrahler aus und folgte ihnen. Den Blick ebenfalls gesenkt, staunte ich über die Knochenfragmente, die hier überall in dem Lehm Boden eingebettet waren. Klasse. Wir hatten an der einzigen Stelle in der ganzen Kirche gegraben, an der es keine Gräber gab.

Father Ménard stieß einen Flügel auf, und wir traten im Gänsemarsch ans Tageslicht. Man brauchte einen Moment, um sich an die Helligkeit zu gewöhnen. Der Himmel war bleigrau und lag schwer auf den Giebeln und Türmen des Klosters. Ein beißender Wind blies von den Laurentian Mountains herunter und fuhr in Kragen und Schleier.

Unsere kleine Gruppe stemmte sich gegen den Wind und marschierte zu einem Nachbargebäude, aus grauem Stein wie die Kirche, nur etwas kleiner. Wir stiegen die Stufen hoch zu einem reich mit Schnitzwerk verzierten hölzernen Portal und traten durch eine Seitentür ein.

Drinne war es warm und trocken, angenehm nach der bitteren Kälte. Ich roch Tee und Mottenkugeln und den Bratgeruch von Jähren.

Wortlos zogen die Frauen ihre Stiefel aus, lächelten mich eine nach der anderen an und verschwanden durch eine Tür auf der rechten Seite, während eine winzige Nonne in einem riesigen Skipullover ins Foyer schlurfte. Flauschige braune Rentiere trabten über ihre Brust und verschwanden unter ihrem Schleier. Sie blinzelte mich durch dicke Brillengläser an und streckte die Hand nach meinem Parka aus. Ich zögerte, denn ich befürchtete, sein Gewicht würde sie aus dem Gleichgewicht bringen und sie auf den Fliesenboden schleudern. Doch sie nickte und wedelte beinahe ungeduldig mit den Fingern, und so zog ich die Jacke aus, legte sie ihr über die Arme und fügte Mütze und Handschuhe hinzu. Sie war die älteste Frau, die ich je lebend gesehen hatte.

Ich folgte Father Ménard über einen langen, düsteren Gang in ein kleines Arbeitszimmer. Hier roch es nach altem Papier und Schulkleister. Über einem Schreibtisch hing ein Kruzifix, das so riesig war, dass ich mich fragte, wie man es durch die Tür gebracht hatte. Dunkle Eichentäfelung reichte fast bis zur Decke, von wo aus Statuen auf uns herabstarrten, mit Gesichtern so düster wie das des Mannes auf dem Kruzifix.

Father Ménard setzte sich auf einen der Holzstühle vor dem Schreibtisch und bedeutete mir, auf dem anderen Platz zu nehmen. Das Rascheln seiner Kutte. Das Klimpern seiner Rosenkranzperlen. Einen Augenblick lang war ich wieder in St. Barnabas. Im Büro des Ehrwürdigen Vaters. Wieder mal in Schwierigkeiten. Lass das, Brennan. Du bist über vierzig und Akademikerin. Forensische Anthropologin. Man hat dich hierhergerufen, weil dein Fachwissen gefragt ist.

Der Priester nahm einen ledergebundenen Folianten vom Schreibtisch, schlug ihn bei der mit einem grünen Lesebändchen markierten Seite auf und schob ihn zwischen uns. Er holte tief Luft, spitzte die Lippen und atmete durch die Nase wieder aus.

Der Lageplan war mir inzwischen vertraut. Ein Gitternetz mit regelmäßigen Reihen rechteckiger Felder, einige mit Nummern, andere mit Namen. Stundenlang hatten wir die Zeichnung tags zuvor angestarrt und die Daten und Beschreibung der

Gräber mit ihrer Lage auf dem Gitternetz verglichen. Dann waren wir das Gelände abgesprochen und hatten die genaue Stelle markiert.

Élisabeth sollte eigentlich, von der Nordwand aus gerechnet, in der dritten Reihe liegen, im dritten Grab vom westlichen Ende her. Genau neben Mère Aurelie. Aber dort lag sie nicht. Und auch Aurelie war nicht dort, wo sie sein sollte.

Ich deutete auf ein Grab im selben Quadranten, aber einige Reihen weiter unten und ein Stückchen weiter rechts. »Okay, Raphaël scheint hier zu liegen.« Dann weiter die Reihe entlang. »Und Agathe, Véronique, Clément, Marthe und Éléonore. Das sind die Grabstellen aus den 1840ern, richtig?«

»C'est ça.«

Ich schob den Zeigefinger zu dem Teil der Zeichnung, der dem südwestlichen Winkel der Kirche entsprach. »Und das sind die jüngsten Gräber. Die Indizien, die wir gefunden haben, passen zu Ihren Aufzeichnungen.«

»Ja. Das waren die letzten, kurz bevor die Kirche aufgegeben wurde.«

»Sie wurde 1914 geschlossen.«

»1914. Ja. 1914.« Er hatte eine merkwürdige Art, Namen und Begriffe zu wiederholen.

»Élisabeth starb 1888?«

»C'est ça. 1888. Mère Aurelie 1894.«

Es ergab keinen Sinn. Wir hätten an dieser Stelle Hinweise auf die beiden Gräber finden müssen. Von den Gräbern aus den 1840er Jahren waren noch Artefakte vorhanden. Eine Testgrabung in diesem Teil hatte Holz- und Metallteile von Särgen zutage gefördert. In der geschützten Umgebung im Inneren der Kirche und in dieser Art von Erdreich erwartete ich eigentlich relativ gut erhaltene Skelette. Wo waren also Élisabeth und Aurelie?

Die alte Nonne kam mit einem Tablett mit Kaffee und Sandwiches ins Zimmer geschlurft. Dampf aus den Tassen hatte ihr die Brille beschlagen, und so ging sie mit kurzen, schleifenden Schritten, ohne die Füße je richtig vom Boden zu heben.

Father Ménard stand auf, um ihr das Tablett abzunehmen. »*Merci*, Schwester Bernard. Das ist sehr freundlich. Sehr freundlich.«

Die Nonne nickte und schlurfte davon, ohne sich die Brille abzuwischen. Ich nahm mir eine Tasse und sah der Ordensfrau nach. Ihre Schultern schienen so schmal wie mein Handgelenk.

»Wie alt ist Schwester Bernard?«, fragte ich, während ich nach einem belegten Hörnchen griff. Marinierter Lachs und welke Salatblätter.

»Wir sind nicht ganz sicher. Sie war schon hier, als ich als Junge zum ersten Mal hierherkam, vor dem Krieg. Vor dem Zweiten Weltkrieg, meine ich. Dann ging sie als Lehrerin in Missionen in Übersee. Sie war lange in Japan und dann in Kamerun, glaube ich. Erst seit ein paar Wochen ist sie wieder da. Wir glauben, dass sie in den Neunzigern ist.« Er trank einen Schluck Kaffee. Schlürfend. »Sie wurde in einem kleinen Dorf am Saguenay geboren und sagt, dass sie zwölf war, als sie in den Orden eintrat.« Schlürfen. »Zwölf. Die Aufzeichnungen im ländlichen Quebec waren zu der Zeit nicht so gut. Nicht so gut.«

Ich biss in mein Croissant und legte die Finger dann wieder um die Kaffeetasse. Die Wärme tat gut.

»Hochwürden, gibt es noch irgendwelche anderen Aufzeichnungen? Alte Briefe, Dokumente, irgendetwas, das wir uns noch nicht angesehen haben?« Ich wackelte mit den Zehen. Kein Gefühl.

Er deutete auf die Unterlagen auf dem Schreibtisch und zuckte mit den Achseln. »Das ist alles, was Schwester Julianne mir gegeben hat. Sie ist die Archivarin des Konvents, wie Sie wissen.«

»Ja.«

Schwester Julianne und ich hatten ausführlich miteinander gesprochen und korrespondiert. Sie war es gewesen, die sich wegen des Projekts mit mir in Verbindung gesetzt hatte. Der Fall hatte mich von Anfang an fasziniert. Er war ganz anders als meine übliche forensische Arbeit mit Verstorbenen, die in der Gerichtsmedizin landen. Die Erzdiözese wollte, dass ich die Überreste einer Heiligen exhumierte und untersuchte. Nun ja, ei-

gentlich war sie noch keine richtige Heilige. Aber darauf lief es hinaus. Élisabeth Nicolet war für die Seligsprechung vorgeschlagen worden. Ich sollte ihr Grab finden und nachprüfen, ob die Knochen wirklich die ihren waren. Der Rest war dann Sache des Vatikans.

Schwester Julienne hatte mir versichert, dass zuverlässige Aufzeichnungen vorhanden seien. Alle Gräber in der alten Kirche waren katalogisiert und kartografiert. Das letzte Begräbnis hatte 1911 stattgefunden. 1914 war die Kirche nach einem Feuer aufgegeben und geschlossen worden. Als Ersatz wurde eine größere erbaut, und das alte Gebäude wurde nie mehr benutzt. Geschlossene Grabungsstätte. Gute Dokumentation. Eigentlich ein Kinderspiel.

Aber wo war Élisabeth Nicolet?

»Fragen kann nicht schaden. Vielleicht findet sich ja noch etwas, das Schwester Julienne Ihnen nicht gegeben hat, weil sie es für unwichtig hielt.«

Er wollte etwas erwidern, schien es sich dann aber anders zu überlegen. »Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie mir alles gegeben hat, aber ich werde sie trotzdem fragen. Schwester Julienne hat viel Zeit mit der Recherche in dieser Angelegenheit verbracht. Sehr viel Zeit.«

Ich sah ihm nach, wie er durch die Tür verschwand, aß mein erstes Hörnchen auf und dann ein zweites. Gut. Das Gefühl in meinen Zehen kehrte zurück. Während ich an meinem Kaffee nippte, nahm ich einen Brief vom Schreibtisch.

Ich hatte ihn schon einmal gelesen. Vom 4. August 1885. Damals wüteten in Montreal die Pocken. Élisabeth Nicolet hatte an Bischof Edouard Fabre geschrieben und ihn gebeten, für alle Gemeindemitglieder, die nicht infiziert waren, eine Impfung anzuordnen und die Infizierten ins städtische Krankenhaus einzuweisen. Die Handschrift war präzise, das Französisch drollig und altmodisch.

Im Konvent *Notre Dame de L'Immaculée Conception* war es absolut still. Meine Gedanken schweiften ab. Ich dachte an andere Exhumierungen. Der Polizist in Saint-Gabriel zum Beispiel. Auf

jenem Friedhof waren die Särge dreifach übereinandergestapelt gewesen; schließlich hatten wir Monsieur Beaupré vier Gräber von der in den Unterlagen verzeichneten Stelle entfernt gefunden, in unterster, nicht in oberster Position. Und dann der Mann in Winston-Salem, der nicht in seinem eigenen Sarg lag. In dem befand sich eine Frau in einem langen, blumengemusterten Kleid. Worauf der Friedhof ein doppeltes Problem gehabt hatte. Wo war der Verstorbene? Und wer die Leiche in dem Sarg? Die Familie war nie in der Lage gewesen, ihrem Großvater in Polen eine letzte Ruhestätte zu schenken, und die Anwälte hatten sich für einen Kampf gerüstet, als ich den Schauplatz verließ.

Weit weg hörte ich eine Glocke läuten und dann, im Korridor, ein Schlurfen. Die alte Nonne kam wieder ins Zimmer.

»*Serviettes*«, kreischte sie. Ich schrak hoch und schüttete mir Kaffee auf den Ärmel. Wie konnte eine so zierliche Person eine solche Lautstärke produzieren?

»*Merci*.« Ich griff nach den Servietten.

Sie ignorierte mich, kam näher und fing an, an meinem Ärmel zu reiben. Ein winziges Hörgerät ragte hinter ihrem rechten Ohr hervor. Ich spürte ihren Atem und sah feine weiße Haare auf ihrem Kinn. Sie roch nach Wolle und Rosenwasser.

»*Eh voilà*. Waschen Sie es, wenn Sie nach Hause kommen. Mit kaltem Wasser.«

»Ja, Schwester.« Ein Reflex.

Ihr Blick fiel auf den Brief in meiner Hand. Zum Glück war kein Kaffee darauf. Sie beugte sich über das Schreiben.

»Élisabeth Nicolet war eine großartige Frau. Eine Frau Gottes. Eine solche Reinheit. Ein solcher Ernst.« *Pureté. Austérité*. Ihr Französisch klang, wie ich mir Élisabeths Briefe gesprochen vorstellte.

»Ja, Schwester.« Ich war wieder neun Jahre alt.

»Sie wird eine Heilige.«

»Ja, Schwester. Deswegen versuchen wir ja, ihre Knochen zu finden. Damit sie eine angemessene Behandlung erfahren können.« Ich wusste nicht so recht, was eine angemessene Behandlung für eine Heilige war, aber es klang irgendwie richtig.

Ich zog den Lageplan hervor und zeigte ihn ihr. »Das ist die alte Kirche.« Ich fuhr die Reihe an der Nordwand nach und deutete auf ein Rechteck. »Das ist ihr Grab.«

Die alte Nonne musterte, die Brille nur Millimeter von dem Blatt entfernt, die Zeichnung.

»Dort liegt sie nicht.«

»Wie bitte?«

»Sie liegt nicht dort.« Ein knotiger Finger tippte auf das Rechteck. »Das ist die falsche Stelle.«

In diesem Augenblick kehrte Father Ménard zurück. Eine Erklärung war nicht nötig. Offensichtlich hatte er schon im Korridor gehört, was die alte Frau gesagt hatte. Wahrscheinlich hatte man sie bis Ottawa gehört.

»Das ist die falsche Stelle. Sie suchen an der falschen Stelle.«

»Was meinen Sie damit, Schwester Bernard?«

»Sie suchen an der falschen Stelle«, wiederholte sie. »Sie liegt nicht dort.«

Father Ménard und ich warfen uns einen Blick zu.

»Wo ist sie dann, Schwester?«, fragte ich.

Sie beugte sich noch einmal über den Lageplan und tippte dann auf den südöstlichsten Winkel der Kirche. »Da ist sie. Zusammen mit Mère Aurelie.«

»Aber Schwes...«

»Man hat sie verlegt. Hat ihnen neue Särge gegeben und sie unter einem speziellen Altar vergraben. Dort.«

Wieder deutete sie auf die südöstliche Ecke.

»Wann?«, fragten wir gleichzeitig.

Schwester Bernard schloss die Augen. Die runzligen Lippen bewegten sich in stummer Berechnung.

»1911. Das Jahr, in dem ich als Novizin hierherkam. Ich erinnere mich noch daran, weil ein paar Jahre später die Kirche niederbrannte und geschlossen wurde. Und ich hatte die Aufgabe, den Altar mit Blumen zu schmücken. Ich mochte das gar nicht. Es war unheimlich ganz allein da drin. Aber ich habe es für Gott getan.«

»Was ist mit dem Altar passiert?«

»Wurde irgendwann in den Dreißigern ausgebaut. Er ist jetzt in der Kapelle zum Jesuskind in der neuen Kirche.« Sie faltete die Serviette zusammen und sammelte das Geschirr ein. »Früher war da eine Tafel, die die Gräber kennzeichnete, aber jetzt nicht mehr. Es geht ja niemand mehr da rein. Die Tafel ist seit Jahren verschwunden.«

Father Ménard und ich sahen uns an. Er zuckte leicht mit den Achseln.

»Schwester«, sagte ich, »glauben Sie, Sie könnten uns zeigen, wo Élisabeths Grab ist?«

»*Bien sûr.*«

»Jetzt gleich?«

»Warum nicht?« Porzellan klapperte.

»Kümmern Sie sich nicht um das Geschirr«, sagte Father Ménard. »Bitte ziehen Sie Mantel und Stiefel an, Schwester, und dann gehen wir hinüber.«

Zehn Minuten später waren wir alle wieder in der alten Kirche versammelt. Das Wetter hatte sich nicht gebessert, es war höchstens noch kälter und feuchter als am Vormittag. Der Wind heulte noch immer. Die Zweige kratzten wie zuvor.

Von Father Ménard und mir gestützt, tapste Schwester Bernard durch die Kirche. Durch die vielen Kleiderschichten hindurch fühlte sie sich zerbrechlich und federleicht an.

Die Schwestern folgten uns, aufgeregt schnatternd in ihrer Rolle als Zaungäste, Schwester Julienne mit gezücktem Stenoblock und Stift. Guy bildete das Schlusslicht.

Vor einer Nische in der südöstlichen Ecke blieb Schwester Bernard stehen. Sie hatte sich eine hellgrüne, unter dem Kinn geknüpfte Strickhaube über den Schleier gezogen. Wir sahen zu, wie sie den Kopf hin und her drehte, sich orientierte, nach Hinweisen suchte. Alle Augen waren auf den einen Klecks Farbe in dem düsteren Kircheninneren gerichtet.

Ich bedeutete Guy, einen Strahler neu auszurichten. Schwester Bernard achtete nicht darauf. Nach einer Weile trat sie ein Stück von der Wand zurück. Kopf nach links, Kopf nach rechts, Kopf nach links. Nach oben. Nach unten. Sie kontrollierte noch

einmal ihre Position und zog dann mit dem Absatz eine Linie in die Erde. Oder versuchte es zumindest.

»Hier ist sie.« Die schrille Stimme hallte von den Wänden wider.

»Sind Sie sicher?«

»Hier ist sie.« An Selbstvertrauen mangelte es Schwester Bernard nicht.

Wir alle starrten die Markierung an, die sie gezogen hatte.

»Sie liegen in kleinen Särgen. Keine normalen. Es waren ja nur noch Knochen, deshalb hat alles in kleine Särgе gepasst.« Sie streckte die Arme aus, um die Größe eines Kindersargs anzuzeigen. Ihre Hände zitterten. Guy richtete den Strahler auf die Stelle zu ihren Füßen.

Father Ménard dankte der uralten Ordensfrau und bat zwei der Nonnen, sie in den Konvent zurückzubringen. Ich sah ihnen nach. Schwester Bernard wirkte wie ein Kind zwischen den beiden, so klein, dass der Saum ihres Mantels durch den Staub schleifte.

Ich bat Guy, den zweiten Strahler an die neue Stelle zu bringen. Dann holte ich meine Sonde von unserer ersten Ausgrabungsstätte, platzierte die Spitze an der Stelle, die Schwester Bernard markiert hatte, und drückte auf den T-förmigen Griff. Nichts bewegte sich. Diese Stelle war offenbar weniger aufgetaut. Ich benutzte eine Rohrsonde, um im Untergrund nichts zu beschädigen, und die abgerundete Spitze konnte die teilweise gefrorene obere Schicht kaum durchdringen. Ich versuchte es noch einmal, diesmal mit mehr Kraft.

Immer mit der Ruhe, Brennan. Es gefällt ihnen bestimmt nicht, wenn du eine Namenstafel auf dem Sarg zertrümmerst. Oder der guten Schwester ein Loch in den Schädel bohrst.

Ich zog meine Handschuhe aus, legte die Finger fest um den Griff und drückte noch einmal. Diesmal durchbrach ich die Oberfläche und spürte, wie die Sonde durch das Erdreich drang. Ich musste mich beherrschen, um nicht in Hast zu verfallen. Mit geschlossenen Augen sondierte ich das Erdreich, tastete nach Unterschieden in der Dichte. Weniger Widerstand konnte einen

Hohlraum bedeuten, wo etwas verfault war. Mehr Widerstand konnte bedeuten, dass sich ein Knochen oder ein Artefakt im Erdreich befand. Nichts. Ich zog die Sonde heraus und wiederholte den Vorgang an anderer Stelle.

Beim dritten Versuch spürte ich Widerstand. Ich zog den Stab heraus und stieß ihn fünfzehn Zentimeter daneben wieder in die Erde. Dasselbe. Knapp unter der Oberfläche war etwas Festes.

Ich zeigte dem Priester und den Nonnen den erhobenen Daumen und bat Guy, das Sieb zu bringen. Dann legte ich die Sonde weg, nahm einen Spaten und begann, dünne Schichten Erde abzutragen. Ich schälte das Erdreich Zentimeter um Zentimeter ab und warf es durch das Sieb, wobei mein Blick zwischen Schaufelfüllung und Grube hin- und herwanderte. Nach dreißig Minuten sah ich, wonach ich gesucht hatte. Die letzten Häufchen auf dem Spaten waren dunkel, schwarz im Gegensatz zur rötlichbraunen Erde unter dem Sieb.

Ich wechselte vom Spaten zur Kelle, bückte mich in die Grube, schabte behutsam über den Boden und entfernte lose Partikel, um die Oberfläche zu glätten. Fast sofort wurde ein dunkles Oval sichtbar. Der Fleck schien etwa einen Meter lang zu sein. Die Breite konnte ich nur schätzen, da er noch halb unter Erde verborgen war.

»Hier ist etwas«, sagte ich und richtete mich auf.

Priester und Nonnen rückten näher und spähten in die Grube. Ich markierte den Umriss des Ovals mit der Kelle. In diesem Augenblick kehrten Schwester Bernards Begleiterinnen zurück.

»Es könnte ein Grab sein, obwohl es ziemlich klein aussieht. Ich habe ein Stückchen links davon gegraben, also muss ich jetzt hier weitermachen.« Ich deutete auf die Stelle, über der ich kauerte. »Ich werde mich neben dem eigentlichen Grab in die Tiefe arbeiten. So bekommen wir eine Profilsansicht der Grabstätte. Es ist auch besser für den Rücken, wenn man auf diese Art gräbt. Außerdem können wir so, wenn nötig, den Sarg auch seitlich herausziehen.«

»Was ist das für ein Fleck?«, fragte eine junge Nonne mit einem Gesicht wie eine Pfadfinderin.

»Wenn etwas mit hohem organischem Gehalt zerfällt, färbt es die Erde dunkler. Ein solcher Fleck ist fast immer der erste Hinweis auf eine Grabstätte.«

Zwei Nonnen bekreuzigten sich.

»Ist es Élisabeth oder Mère Aurelie?«, fragte eine ältere Nonne. Eins ihrer Unterlider zuckte ein wenig.

Ich hob die Hände – keine Ahnung. Dann zog ich die Handschuhe wieder an und entfernte mit der Kelle die Erde über der rechten Hälfte des Flecks. Ich vergrößerte die Grube, so dass das ganze Oval und ein etwa sechzig Zentimeter breiter Streifen rechts davon freigelegt wurden.

Wieder waren nur Scharren und das Rieseln von Erde durch das Sieb zu hören.

Dann: »Ist das etwas?« Die größte Nonne deutete auf das Sieb.

Ich stand auf, um nachzusehen, dankbar für diese Gelegenheit, mich strecken zu können.

Die Nonne zeigte mir ein kleines, rötlich braunes Fragment.

»Himmel, Ar... Ja, Schwester. Sieht aus wie Sargholz.«

Ich holte einen Stapel Papiertüten aus meinem Ausrüstungskoffer, beschriftete eine mit Datum, Ort und anderen wichtigen Informationen, stellte sie auf das Sieb und legte die anderen auf den Boden. Meine Finger waren inzwischen völlig taub.

»An die Arbeit, Ladys. Schwester Julianne, Sie registrieren alles, was wir finden. Schreiben Sie es auf die Tüte und tragen Sie es in das Buch ein, wie wir es besprochen haben. Wir sind bei ...« Ich sah in die Grube. »... etwa sechzig Zentimeter Tiefe. Schwester Marguerite, machen Sie ein paar Fotos?«

Schwester Marguerite nickte und hielt den Apparat in die Höhe.

Froh, nach den langen Stunden des Zusehens endlich etwas zu tun zu haben, machten sich alle eifrig an die Arbeit. Ich schaufelte, Schwester Lid und Schwester Pfadfinderin siebten. Immer mehr Fragmente tauchten auf, und bald konnten wir in der verfärbten Erde einen Umriss erkennen. Holz. Stark verfallen. Nicht gut.

Mit Kelle und bloßen Händen legte ich nun frei, was, wie ich hoffte, ein Sarg war. Aber zu wem gehörte er? Nach den Aufzeichnungen war in diesem Teil der Kirche niemand begraben. Obwohl die Temperatur unter dem Gefrierpunkt lag und meine Finger und Zehen völlig gefühllos waren, schwitzte ich in meinem Parka. Bitte, lass das Élisabeth sein. Und wer betete jetzt?

Während ich die Grube Stück für Stück nach Norden vergrößerte, wurde immer mehr Holz sichtbar, das Objekt verbreiterte sich. Langsam wurde die Form erkennbar: sechseckig. Eine Sargform. Am liebsten hätte ich laut »Halleluja!« gerufen. Würde zwar in den Rahmen passen, war aber unprofessionell, sagte ich mir.

Handvoll um Handvoll entfernte ich vorsichtig Erde, bis der Deckel des Objekts ganz freilag. Es war ein kleiner Sarg, und ich bewegte mich vom Fußende zum Kopf. Ich legte die Kelle weg und griff nach einem Pinsel. Dabei kreuzte ich den Blick mit einer der siebenden Schwestern. Ich lächelte. Sie lächelte. Ihr rechtes Lid tanzte einen Jitterbug.

Immer und immer wieder bürstete ich über das Holz, bis alle anhaftenden Erdpartikel entfernt waren. Jeder hielt inne, um mir zuzusehen. Allmählich wurde auf dem Sargdeckel ein erhabenes Objekt erkennbar. Knapp oberhalb der breitesten Stelle. Genau dort, wo man die Namenstafel erwarten würde. Mein Herz fing ebenfalls an zu tanzen.

Ich bürstete Erde von dem Objekt, bis es wirklich als Tafel erkennbar wurde. Sie war oval, aus Metall, mit einem filigran verzierten Rand. Mit einer Zahnbürste säuberte ich behutsam die Oberfläche. Buchstaben wurden sichtbar.

»Schwester, könnten Sie mir meine Taschenlampe geben? Aus meinem Koffer?«

Alle beugten sich über die Grube. Pinguine an einem Wasserloch. Ich richtete den Strahl auf die Tafel. »*Élisabeth Nicolet. 1846–1888. Femme contemplative.*«

»Wir haben sie«, rief ich in die kalte Kirche.

»Halleluja!«, rief Schwester Pfadfinderin. So viel zu kirchlicher Etikette.

In den nächsten zwei Stunden exhumierten wir Élisabeths Überreste. Die Nonnen und sogar Father Ménard stürzten sich in die Arbeit wie Anfangssemester bei ihrer ersten Ausgrabung. Schwesterntracht und die Soutane raschelten und wehten, während Erde durchgesiebt, Tüten gefüllt, beschriftet und gestapelt und die einzelnen Arbeitsschritte auf Film festgehalten wurden. Auch Guy half, wenn auch noch immer etwas widerwillig. Es war die merkwürdigste Crew, die ich je gehabt hatte.

Den Sarg herauszuheben war nicht einfach. Obwohl er nur klein war, war das Holz stark beschädigt, so dass Erde ins Innere gerieselt war, was das Gewicht auf fast eine Tonne erhöhte. Der seitliche Graben war eine gute Idee gewesen, obwohl ich den Platz unterschätzt hatte, den wir brauchen würden. Wir mussten den Graben noch um etwa sechzig Zentimeter verbreitern, um Sperrholz unter den Sarg schieben zu können. Schließlich konnten wir das Ganze mit Hilfe eines Polypropylenseils herausheben.

Um halb sechs Uhr abends tranken wir Kaffee in der Küche des Konvents, erschöpft, mit langsam wieder auftauenden Fingern, Zehen und Gesichtern. Élisabeth Nicolet und ihr Sarg ruhten zusammen mit meiner Ausrüstung auf der Ladefläche des klostereigenen Transporters. Tags darauf würde Guy sie ins *Laboratoire de Médecine Légale* in Montreal bringen, wo ich als forensische Anthropologin für die Provinz Quebec arbeite. Da historische Tote nicht als forensische Fälle gelten, war vom *Bureau du Coroner* eine spezielle Genehmigung eingeholt worden, die Untersuchung dort durchzuführen.

Ich stellte meine Tasse auf den Tisch und verabschiedete mich. Die Schwestern dankten mir noch einmal und lächelten mit angespannten Gesichtern, denen die Nervosität wegen meiner bevorstehenden Befunde anzumerken war. Sie waren große Lächler.

Father Ménard brachte mich zum Auto. Es war dunkel geworden und schneite leicht. Die Flocken fühlten sich auf meinen Wangen merkwürdig warm an.

Der Priester fragte mich noch einmal, ob ich nicht lieber im Konvent übernachten wolle. Der Schnee funkelte im Lichtkegel der Portalbeleuchtung. Und ich lehnte wieder ab. Noch eine kurze Wegbeschreibung, und ich war unterwegs.

Nach zwanzig Minuten auf der zweispurigen Straße begann ich meine Entscheidung zu bedauern. Die Flocken, die anfangs träge im Licht meiner Scheinwerfer getanzt hatten, fielen jetzt in dichten, diagonalen Schwaden. Die Straße und die Bäume zu beiden Seiten waren bedeckt von einer weißen Membran, die immer undurchsichtiger wurde.

Ich packte das Lenkrad mit beiden Händen, und meine Handflächen waren feuchtkalt in den Handschuhen. Ich bremste ab auf fünfundsechzig Stundenkilometer. Fünfundfünfzig. Alle paar Minuten testete ich die Bremsen. Obwohl ich schon seit Jahren immer wieder in Quebec lebe, habe ich mich ans Autofahren im Winter nie gewöhnt. Ich halte mich zwar selber für hart im Nehmen, aber auf verschneiter Straße bin ich ein Hassenfuß. Ich zeige noch immer die typisch südliche Reaktion auf Winterstürme. Oh, Schnee – dann gehen wir natürlich nicht aus! *Les Québécois* schauen mich bloß an und lachen.

Angst hat etwas Erlösendes. Sie vertreibt die Erschöpfung. Müde wie ich war, blieb ich doch wachsam, hielt die Zähne zusammengebissen, den Hals gereckt, die Muskeln angespannt. Die Eastern-Townships-Autoroute war in einem etwas besseren Zustand als die Nebenstraßen, aber auch nicht sehr. Von Memphrémagog bis Montreal dauert es normalerweise zwei Stunden. Ich brauchte fast vier.

Kurz nach zehn stand ich in meiner dunklen Wohnung und war froh, zu Hause zu sein. In meinem Quebecer Zuhause. *Bienvenue*. Mein Denken hatte bereits auf Französisch umgeschaltet.

Ich drehte die Heizung auf und schaute in den Kühlschrank. Trübe Aussichten. Ich wärmte mir ein tiefgefrorenes Burrito in der Mikrowelle auf und spülte es mit zimmerwarmer Kräutermilch hinunter. Keine *haute cuisine*, aber nahrhaft.

Das Gepäck, das ich am Dienstagabend hier abgestellt hatte, lag noch ungeöffnet im Schlafzimmer. Ich dachte nicht einmal ans Auspacken. Morgen. Mit dem festen Wunsch, mindestens neun Stunden zu schlafen, fiel ich ins Bett. Das Telefon weckte mich nach weniger als vier.

»*Oui*, ja«, murmelte ich.

»Temperance, Pierre LaManche hier. Es tut mir sehr leid, Sie um diese Zeit stören zu müssen.«

Ich wartete. In den sieben Jahren, seit ich für den Direktor des Gerichtsmedizinischen Instituts arbeitete, hatte er mich noch nie um drei Uhr morgens angerufen.

»Ich hoffe, in Memphrémagog ging alles gut.« Er räusperte sich. »Ich habe eben einen Anruf aus dem Büro des Leichenbeschauers erhalten. In St. Jovite hat es in einem Privathaus einen Brand gegeben. Die Feuerwehr versucht noch immer, das Feuer unter Kontrolle zu bringen. Die Brandstiftungsspezialisten werden gleich morgen früh die Ermittlungen aufnehmen, und der Leichenbeschauer will uns ebenfalls an Ort und Stelle haben.« Wieder ein Räuspern. »Ein Nachbar sagt, dass die Bewohner zu Hause waren. Ihre Autos stehen noch in der Auffahrt.«

»Wozu brauchen Sie mich?«, fragte ich.

»Offensichtlich ist es ein ziemlich starkes Feuer. Wenn es Leichen gibt, dürften die stark verbrannt sein. Vielleicht nur noch kalzinierte Knochen und Zähne. Es könnte eine schwierige Bergung werden.«

Verdammt. Nicht morgen.

»Wann?«

»Kann ich Sie um sechs abholen?«

»Okay.«

»Temperance. Das könnte ziemlich übel werden. In dem Haus haben Kinder gewohnt.«

Ich stellte den Wecker auf halb sechs.

Bienvenue.

Ich habe mein ganzes Leben im Süden verbracht. Mir kann es gar nicht warm genug sein. Ich liebe den Strand im August, Sommerkleider, Deckenventilatoren, den Geruch schweißfeuchter Kinderhaare, das Geräusch von Insekten an Fliegengittern. Und doch verbringe ich den Sommer und die Semesterferien in Quebec. In den meisten Monaten während des akademischen Jahres pendele ich zwischen Charlotte, North Carolina, wo ich an der Anthropologischen Fakultät der Universität unterrichtete, und Montreal, wo ich im gerichtsmedizinischen Institut arbeite, hin und her. Das ist eine Entfernung von fast zweitausend Kilometern.

Wenn es tiefer Winter ist, muss ich mir oft selbst gut zureden, bevor ich aus dem Flugzeug steige. Es ist kalt, schärfe ich mir ein. Es ist sehr kalt. Aber du brauchst dich nur entsprechend anzuziehen und dich darauf einzustellen. Ja. Ich stelle mich darauf ein. Darauf vorbereitet bin ich dennoch nicht. Es ist immer ein Schock, wenn ich den Terminal verlasse und zum ersten Mal die kalte Luft einatme.

Um sechs Uhr morgens am zehnten Tag des März zeigte das Thermometer auf meiner Terrasse zwei Grad Fahrenheit. Minus siebzehn Grad Celsius. Ich hatte mir angezogen, so viel ich nur konnte. Lange Unterwäsche, Jeans, zwei Pullover, Wanderstiefel und Wollsocken. In den Socken trug ich funkelnde Isolier-Innenstrümpfe, die eigentlich Astronauten auf dem Pluto die Füße wärmen sollten. Dieselbe sexy Kombination wie am Tag zuvor. Die mich vermutlich genauso wenig warm halten würde.

Als LaManche hupte, zog ich den Reißverschluss meines Parkas zu und rannte aus der Lobby. So wenig Begeisterung ich für diesen Ausflug aufbringen konnte, wollte ich Pierre doch nicht warten lassen.

Ich hatte eine dunkle Limousine erwartet, doch das Fahrzeug, aus dem er mir zuwinkte, war eine Art sportiver Geländewagen. Vierradantrieb, knallrot, Rennstreifen.

»Nettes Auto«, sagte ich beim Einsteigen.

»*Merci.*« Er deutete auf ein Haltegestell auf der Mittelkonsole. Es enthielt zwei Styroporbecher und eine Tüte mit Dunkin' Donuts. Sehr aufmerksam. Ich nahm mir einen mit Apfelfüllung.

Auf der Fahrt nach St. Jovite berichtete mir LaManche, was er wusste. Es war nur wenig mehr als das, was ich schon um drei Uhr gehört hatte. Von der anderen Straßenseite aus hatten Nachbarn gesehen, dass die Bewohner um neun das Haus betraten. Die Nachbarn waren danach losgefahren, um Freunde zu besuchen, die in einiger Entfernung wohnten, und waren lange ausgeblieben. Als sie gegen zwei zurückkehrten, bemerkten sie auf der anderen Straßenseite einen rötlichen Schein und dann Flammen, die aus dem Haus schossen. Eine andere Nachbarin meinte, irgendwann nach Mitternacht ein Knallen gehört zu haben, war sich aber nicht sicher und war wieder zu Bett gegangen. Die Gegend ist abgelegen und dünn besiedelt. Die Freiwillige Feuerwehr traf um zwei Uhr dreißig ein und rief sofort Verstärkung, als sie sah, womit sie es zu tun hatte. Um fünf Uhr vierzig hatte LaManche mit dem Leichenbeschauer gesprochen. Zwei Tote waren bereits bestätigt, weitere wurden noch vermutet. Einige Bereiche des Hauses waren noch zu heiß oder zu gefährlich für eine Durchsuchung. Es bestand der Verdacht auf Brandstiftung.

In der Dunkelheit kurz vor Tagesanbruch fuhren wir nach Norden, in die Ausläufer der Laurentian Mountains. LaManche redete wenig, was mir nur recht war. Ich bin ein Morgenmuffel. Allerdings ist er ein Musiknarr, und so spielte er ununterbrochen Kassetten. Klassik, Pop, sogar Country and Western, alles in Easy-Listening-Versionen. Vielleicht sollte das beruhigend wirken, wie das Gedudel in Aufzügen und Wartezimmern. Mich machte es nervös.

»Wie weit ist es nach St. Jovite?« Ich nahm mir einen Donut mit Honig und Schokoglasur.

»Ungefähr fünfundzwanzig Kilometer; auf unserer Seite des Mont Tremblant. Sind Sie hier schon mal Ski gefahren?« Er trug einen knielangen, armeegrünen Parka mit pelzgefütterter Kapuze. Von der Seite sah ich von ihm nichts außer der Nase.

»Mmh. War sehr schön.«

Am Mont Tremblant hätte ich mir beinahe Erfrierungen geholt. Es war das erste Mal, dass ich in Quebec beim Skilaufen gewesen war, und ich war angezogen wie für die Blue Ridge Mountains. Der Wind am Gipfel war so kalt gewesen, dass man flüssigen Wasserstoff hätte einfrieren können.

»Wie war's in Memphrémagog?«

»Das Grab war nicht dort, wo wir es erwartet hatten, aber das ist ja nichts Neues. Offensichtlich wurde sie 1911 exhumiert und neu begraben. Das Komische war nur, dass es keine Aufzeichnungen davon gab.« Sehr komisch, dachte ich und trank einen Schluck des lauwarmen Kaffees. Bruce Springsteen instrumental. »Born in the U.S.A.« Ich versuchte, nicht hinzuhören. »Auf jeden Fall haben wir sie gefunden. Die Überreste werden heute ins Labor geliefert.«

»Wirklich schade mit diesem Feuer. Ich weiß, dass Sie auf eine freie Woche gehofft haben, um sich auf diese Untersuchung konzentrieren zu können.«

In Quebec kann es im Winter für einen forensischen Anthropologen ziemlich gemächlich zugehen. Die Temperatur steigt nur selten über den Gefrierpunkt. Flüsse und Seen frieren zu, der Boden wird steinhart, und Schnee verhüllt alles. Die Insekten verschwinden, und viele Raubtiere graben sich für den Winterschlaf ein. Das Ergebnis: Tote im Freien verwesen nicht. Aus dem St. Lawrence werden keine Wasserleichen gezogen. Auch die Menschen verkriechen sich. Jäger, Wanderer und Picknicker streifen nicht mehr durch Feld und Wald, und einige Leichen des Herbstes werden erst bei der Schneeschmelze im Frühling entdeckt. Folglich liegt die Zahl der Fälle, die mir zugewiesen werden – die Gesichtslosen auf der Suche nach einem Namen – zwischen November und April deutlich niedriger.

Die einzige Ausnahme bilden Brände in Privathäusern. Sie nehmen in den kalten Monaten zu. Die meisten verbrannten Leichen kommen zum Odontologen und werden anhand ihrer Zähne identifiziert; da Adresse und Bewohner meistens bekannt sind, kann man antemortale zahnärztliche Unterlagen zum Ver-

gleich heranziehen. Erst wenn verkohlte Unbekannte auftauchen, kann es sein, dass meine Hilfe erforderlich wird.

Oder in schwierigen Bergungssituationen. LaManche hatte Recht. Ich hatte auf eine geruhssame Woche gehofft, und dieser Ausflug nach St. Jovite passte mir ganz und gar nicht.

»Vielleicht braucht man mich für die Untersuchung gar nicht.« Eine Million und eine Geige intonierten »I'm Sitting on the Top of the World«. »Wahrscheinlich gibt es Unterlagen über die Familie.«

»Wahrscheinlich.«

Nach knapp zwei Stunden hatten wir St. Jovite erreicht. Die Sonne war aufgegangen und tauchte den Ort und die Landschaft in eisige, frühmorgendliche Farbtöne. Wir bogen nach Westen auf eine kurvige zweispurige Nebenstraße ab. Fast sofort kamen uns zwei Sattelschlepper entgegen. Der eine transportierte einen zerbeulten grauen Honda, der andere einen roten Plymouth Voyager.

»Wie ich sehe, hat man die Fahrzeuge sichergestellt.«

Ich sah den Transportern im Seitenspiegel nach. Der Voyager hatte Kindersitze auf der Rückbank und einen gelben Smiley-Sticker auf der hinteren Stoßstange. Ich stellte mir ein Kind im Fenster vor, die Zunge herausgestreckt, die Finger in den Ohren, der Welt Grimassen schneidend. Glubschaugen, hatten meine Schwester und ich es genannt. Vielleicht lag dieses Kind bis zur Unkenntlichkeit verkohlt in einem Schlafzimmer im Obergeschoss.

Nach wenigen Minuten sahen wir, wonach wir suchten. Polizeiautos, Löschfahrzeuge, LKWs, mobile Übertragungswagen der Medien, Krankenwagen und Zivilfahrzeuge säumten die Straße und beide Seiten einer langen Kiesauffahrt.

Reporter standen in Gruppen zusammen, einige unterhielten sich, andere kontrollierten ihre Geräte. Wieder andere saßen im Auto, um sich warm zu halten, während sie auf ihre Geschichte warteten. Dank der Kälte und der frühen Stunde gab es überraschend wenige Schaulustige. Hin und wieder fuhr ein Auto vorbei und wendete, um ein zweites Mal am Tatort vorbeizuzockeln. Gaffer. Später würden es sehr viel mehr sein.

LaManche blinkte und bog in die Auffahrt ein, wo ein uniformierter Beamter uns mit einer Handbewegung stoppte. Er trug eine olivgrüne Jacke mit schwarzem Pelzkragen, einen dunkelolivnen Schal und eine olivfarbene Kappe mit aufgestellten Ohrenklappen. Ohren und Nase waren himbeerrot, und beim Sprechen quoll weißer Dampf aus seinem Mund. Ich wollte ihm sagen, er solle sich die Ohren bedecken, kam mir aber sofort vor wie meine Mutter und tat es nicht. Er ist ein großer Junge. Wenn ihm die Ohrläppchen abfallen, muss er damit zu-rechtkommen.

LaManche zeigte ihm seinen Ausweis, und der Beamte wies uns hinter dem blauen Bergungsfahrzeug ein. SECTION D'IDENTITÉ JUDICIAIRE stand in schwarzen Blockbuchstaben darauf. Die Spurensicherung war also bereits da. Und ich vermutete, die Brandstiftungsspezialisten ebenfalls.

LaManche und ich zogen uns Mützen und Handschuhe an und stiegen aus. Der Himmel war jetzt azurblau, die Sonne funkelte im Schnee der vergangenen Nacht. Die Luft war so kalt, dass sie sich fast kristallin anfühlte und alles scharf und klar machte. Autos, Gebäude und Leitungsmasten warfen dunkle Schatten auf den schneebedeckten Boden, so klar umrissen wie Bilder auf einem kontraststarken Film.

Ich sah mich um. Die schwarzen Überreste eines Hauses, eine noch intakte Garage und ein kleineres Nebengebäude drängten sich am Ende der Auffahrt, alles im billigen alpinen Stil. Trampelpfade zwischen den drei Gebäuden bildeten ein Dreieck im Schnee. Fichten umstanden die Überreste des Hauses, und ihre Äste waren so schneeswer, dass die Spitzen sich nach unten bogen. Ich sah ein Eichhörnchen, das über einen Zweig huschte und sich dann in Stammnähe in Sicherheit brachte. Hinter ihm her rieselten Schneeklumpen zu Boden und sprenkelten die weiße Decke.

Das Haus hatte ein spitzgiebeliges Dach mit orangeroten Ziegeln, das verkohlt und eisverkrustet nur noch halb aufragte. Der Teil der Außenwand, der nicht verbrannt war, war mit cremefarbenen Platten verkleidet. Die Fenster waren schwarze, leere

Höhlen, das Glas war gesprungen, die türkisfarbenen Rahmen rußgeschwärzt.

Die linke Hälfte des Hauses war verkohlt, die Rückseite größtenteils zerstört. Auf der anderen Seite konnte ich die Reste von Dachbalken erkennen, die schwarz verbrannt auf den Außenmauern auflagen. Von irgendwo im hinteren Teil des Hauses stiegen noch Rauchfahnen auf.

Die Vorderseite war weniger stark beschädigt. Eine hölzerne Veranda lief die gesamte Front entlang, vor den Fenstern im Obergeschoss befanden sich kleine Balkone. Veranda und Balkon bestanden aus rosafarbenen Holzlatten mit abgerundeten Spitzen und herzförmigen Ausschnitten in unregelmäßigen Abständen.

Ich drehte mich um und sah die Auffahrt hinunter. Auf der anderen Straßenseite stand ein ähnliches Chalet, Rahmen und Verzierungen jedoch in Rot und Blau. Ein Mann und eine Frau standen mit verschränkten Armen, die behandschuhten Hände unter die Achseln gesteckt, davor. Sie sahen schweigend zu, die Augen gegen die Morgensonne zugekniffen, die Gesichter verbissen unter identischen orangefarbenen Jagdkappen. Die Nachbarn, die das Feuer gemeldet hatten. Ich schaute die Straße entlang. In Sichtweite gab es keine anderen Häuser. Die Frau, die geglaubt hatte, ein gedämpftes Knallen gehört zu haben, musste gute Ohren haben.

LaManche und ich gingen auf das Haus zu. Wir kamen an Dutzenden von Feuerwehrmännern vorbei, farbenfrohe Gestalten in ihren gelben Anzügen, roten Helmen, blauen Koppeln und schwarzen Gummistiefeln. Einige hatten Sauerstoffflaschen auf den Rücken geschnallt. Die meisten schienen Ausrüstung und Gerätschaften einzusammeln.

Wir gingen zu einem uniformierten Beamten, der vor der Veranda stand. Wie der Posten in der Auffahrt war auch er von der *Sûreté du Québec*, wahrscheinlich vom Revier in St. Jovite oder einer Nachbarstadt. Die SQ, oder auch *Quebec Provincial Police*, ist zuständig für die gesamte Provinz, ausgenommen nur die Insel Montreal selbst und einige Städte, die eigene Polizeieinheiten

unterhalten. St. Jovite ist zu klein dafür, deshalb wurde die SQ gerufen, vielleicht vom Einsatzleiter der Feuerwehr, vielleicht vom Nachbarn. Und die SQ hatte die Brandstiftungsspezialisten unseres Instituts alarmiert. *Section d'Incendie et Explosif*. Ich fragte mich, wer die Entscheidung getroffen hatte, den Leichenbeschauer zu rufen. Wie viele Opfer würden wir finden? In welchem Zustand würden sie sein? In keinem guten, da war ich mir sicher. Mein Herzschlag beschleunigte sich.

Wieder zeigte LaManche seine Marke, und der Mann inspizierte sie.

»*Un instant, Docteur, s'il vous plaît*«, sagte er und hob die behandschuhte Hand. Er rief einen Feuerwehrmann, sagte etwas zu ihm und deutete auf seinen Kopf. Augenblicke später hatten wir Helme und Masken. Erstere setzten wir auf, letztere hängten wir uns über den Arm.

»*Attention!*«, warnte der Beamte und deutete mit dem Kopf auf das Haus. Dann trat er beiseite, um uns vorbeizulassen. O ja, ich würde aufpassen.

Die Haustür war weit offen. Als wir über die Schwelle und aus der Sonne traten, fiel die Temperatur um fünf Grad. Die Luft im Inneren war feucht und roch nach verkohltem Holz, durchweichem Putz und Gewebe. Schwarzer, feuchter Ruß bedeckte die Oberflächen.

Direkt vor uns führte eine Treppe ins Obergeschoss, links und rechts gähnten dunkle Höhlen; hier mussten Wohn- und Esszimmer gewesen sein. Was von der Küche noch übrig war, befand sich auf der Rückseite.

Ich hatte schon einige Brandstätten gesehen, aber nur wenige waren so verwüstet gewesen wie diese. Überall lagen verkohlte Bretter, wie Treibholz an einer Kaimauer. Kreuz und quer türmten sie sich auf den durcheinandergeworfenen Rahmen einer Sitzgruppe, lehnten an Treppen, Wänden und Türen. Überreste des häuslichen Mobiliars lagen in geschwärzten Haufen auf dem Boden. Aus Wänden und Decken hingen Kabel, Rohre standen von ihren Befestigungen ab. Fensterrahmen, Treppengeländer, Gesimse, alles war mit schwarzer Eiszapfenspitze verziert.

Im Haus wimmelte es von Leuten in Helmen, die sich unterhielten, vermaßen, fotografierten und filmten, Spuren sammelten und sich auf Klemmbrettern Notizen machten. Ich erkannte zwei Brandstiftungsspezialisten aus unserem Institut. Sie hatten ein Maßband zwischen sich gespannt, und der eine kauerte an einem festen Punkt, während der andere im Kreis herumging und sich alle paar Schritte Abstände notierte.

LaManche entdeckte einen aus dem Team des Leichenbeschauers und bahnte sich einen Weg zu ihm. Ich folgte ihm, wobei ich mich zwischen verbogenen Metallregalen, Glassplittern und etwas, das aussah wie ein verhedderter roter Schlafsack, hindurchschlängeln musste. Aus dem Sack quoll die Füllung wie Holzkohlegedärm.

Der Leichenbeschauer war sehr dick und rotgesichtig. Er richtete sich leicht auf, als er uns sah, stieß geräuschvoll Luft aus und deutete mit behandschuhtem Daumen auf die Verwüstung um uns herum.

»Und, Monsieur Hubert, es gibt also zwei Tote?«

LaManche und Hubert waren absolute Gegensätze, wie kontrastierende Schattierungen auf einem Farbkreis. Der Pathologe war groß und sehnig, mit einem langen Bluthundgesicht. Der Leichenbeschauer war in jeder Hinsicht rund. Hubert war für mich horizontale Ausdehnung, LaManche vertikale.

Hubert nickte, und über seinem Schal schwabbelten drei Kinnlappen. »Oben.«

»Andere?«

»Noch nicht, aber sie sind mit der unteren Etage noch nicht fertig. Das Feuer war im hinteren Teil sehr viel intensiver. Die Feuerwehr glaubt, dass es wahrscheinlich in einem Raum neben der Küche anfang. Dieser Bereich ist völlig ausgebrannt, und der Boden ist in den Keller gestürzt.«

»Haben Sie die Leichen schon gesehen?«

»Noch nicht. Ich warte noch auf die Freigabe durch die Feuerwehr, damit ich nach oben kann. Der Einsatzleiter will sichergehen, dass es unbedenklich ist.«

Ich teilte die Gefühle des Einsatzleiters.

Dann standen wir schweigend da und betrachteten die Verwüstung. Die Zeit verging. Ich beugte und streckte die Finger und Zehen, um sie beweglich zu halten. Schließlich kamen drei Feuerwehrmänner herunter. Sie trugen Helme und Gesichtsmasken und sahen aus, als hätten sie nach chemischen Waffen gesucht.

»Jetzt ist es okay«, sagte der Letzte, während er den Gurt seiner Maske löste und sie abnahm. »Sie können nach oben. Aber passen Sie auf, wohin Sie treten, und behalten Sie Ihre Helme auf. Die ganze verdammte Decke könnte herunterkommen. Aber der Boden scheint okay zu sein.« Er ging auf die Tür zu und drehte sich dann noch einmal um. »Sie sind in dem Zimmer auf der linken Seite.«

Glassplitter und verkohltes Kleinzeug knirschten unter unseren Sohlen, als Hubert, LaManche und ich uns einen Weg nach oben bahnten. Schon jetzt spürte ich, wie mein Magen sich zusammenzog und in meiner Brust sich ein Gefühl der Leere ausbreitete. Obwohl es mein Beruf ist, habe ich mich an den Anblick gewaltsamen Todes noch immer nicht gewöhnt.

Vom Treppenabsatz ging links eine Tür ab, eine rechts, und direkt vor uns lag ein Bad. Obwohl vom Rauch stark beschädigt, schien der erste Stock im Vergleich zum Erdgeschoss noch einigermaßen intakt zu sein.

Durch die linke Tür sah ich einen Sessel, ein Bücherregal und das Fußende eines Betts. Darauf ein Paar Beine. LaManche und ich betraten das linke Zimmer, Hubert sah im rechten nach.

Die hintere Wand war zum Teil verbrannt, an einigen Stellen waren die Balken hinter der gemusterten Tapete zu erkennen. Das Holz war pechschwarz, die Oberfläche rau und geschuppt, wie die Haut eines Krokodils. »Alligatorisiert«, würden die Brandstiftungsspezialisten schreiben. Verkelter und gefrorener Schutt lag auf dem Boden, und alles war rußbedeckt.

LaManche sah sich eingehend um und zog dann ein winziges Diktafon aus seiner Tasche. Er nannte Datum, Zeit und Ort und begann dann, die Opfer zu beschreiben.

Die Leichen lagen auf zwei Einzelbetten, die in der entfernten Ecke des Zimmers, von einem Tischchen getrennt, im rechten Winkel zueinander standen. Merkwürdigerweise schienen beide völlig bekleidet zu sein. Das Opfer an der hinteren Wand trug Turnschuhe, das an der Seitenwand war in Strumpfsocken gestorben. Ich bemerkte, dass eine Sportsocke zum Teil heruntergezogen war und einen rauchfleckigen Knöchel entblößte. Die Sockenspitze hing schlaff von den Zehen. Beide Opfer waren Erwachsene. Der eine wirkte etwas kräftiger als der andere.

»Opfer Nummer eins ...«, fuhr LaManche fort.

Ich zwang mich, genauer hinzusehen. Opfer Nummer eins hatte die Arme erhoben und abgewinkelt, als wollte es kämpfen. Boxerpose. Das Feuer war nicht heiß oder lang genug gewesen, um sämtliches Fleisch zu vernichten, hatte aber doch so viel Hitze entwickelt, dass die Haut an den Oberarmen verbrannt war und die Muskeln sich zusammengezogen hatten. Unter den Ellbogen waren die Arme steckendünn. Klumpen versengten Gewebes hingen an den Knochen. Die Hände waren geschwärzte Stümpfe.

Das Gesicht erinnerte mich an Ramses' Mumie. Die Lippen waren verbrannt und entblößten Zähne mit dunklem und gesprungenem Schmelz. Ein Schneidezahn war dünn in Gold gefasst. Auch die Nase war verbrannt und eingedrückt, die Nasenlöcher wiesen nach oben wie die Schnauze einer Fledermaus. Ich konnte einzelne Muskelfasern erkennen, die die Augenhöhlen umgaben und sich über Wangenknochen und Unterkiefer erstreckten, wie auf einer Strichzeichnung in einem Anatomiebuch. Jede Höhle enthielt einen vertrockneten und verschrumpelten Augapfel. Die Haare waren verschwunden. Die Schwarte am Schädeldach ebenso.

Opfer Nummer zwei war genauso tot, aber besser erhalten. Teile der Haut waren geschwärzt und aufgeplatzt, der Großteil jedoch nur rußgeschwärzt. Feine weiße Linien gingen von den Augenwinkeln aus, und die Ohren waren an den Innenseiten und unter den Läppchen blass. Von den Haaren war nur noch eine

krause Kappe übrig. Ein Arm lag flach am Körper an, der andere war nach rechts weggestreckt, als hätte das Opfer im Tod nach seinem Partner gegriffen. Die ausgestreckte Hand war nur noch eine knochige, geschwärzte Klaue.

Mit düster monotoner Stimme fuhr LaManche fort, das Zimmer und seine leblosen Bewohner zu beschreiben. Ich hörte nur halb zu, erleichtert, dass ich hier wohl nicht gebraucht würde. Oder doch? Angeblich hatten hier Kinder gewohnt. Wo waren sie? Durch das offene Fenster sah ich Sonnenschein, Fichten und glitzernden weißen Schnee. Draußen ging das Leben weiter.

Plötzliche Stille riss mich aus meinen Gedanken. LaManche hatte aufgehört zu diktieren und die Wollhandschuhe mit solchen aus Latex vertauscht. Er begann nun, Opfer Nummer zwei zu untersuchen, hob die Augenlider an und inspizierte Nasenhöhlen und Mundraum. Dann drehte er die Leiche zur Wand und hob das Hemd an.

Die äußere Hautschicht war aufgeplatzt, die Ränder rollten sich auf. Die abstehende Epidermis wirkte durchscheinend, wie der zarte Film in einem Ei. Das Gewebe darunter war hellrot und an den Stellen, wo es Kontakt mit dem zerdrückten Laken gehabt hatte, weiß gesprenkelt. LaManche drückte einen latexgeschützten Finger in den Rückenmuskel, und in dem scharlachroten Fleisch erschien ein weißer Fleck.

Hubert gesellte sich zu uns, als LaManche die Leiche wieder in die Ursprungsposition zurückdrehte. Wir beiden sahen ihn fragend an.

»Leer.«

Unsere Mienen blieben, wie sie waren.

»Da drinnen stehen zwei Bettchen. Muss das Kinderzimmer gewesen sein. Die Nachbarn sagen, dass es zwei Babys gab.« Er atmete schwer. »Zwillingsjungen. Aber da drin sind sie nicht.«

Hubert zog ein Taschentuch heraus und wischte sich über das Gesicht. Seine Haut war aufgesprungen; Schweiß und arktische Luft sind keine gute Kombination. »Was gibt's hier?«

»Natürlich ist eine volle Autopsie nötig«, erwiderte LaManche mit seinem melancholischen Bass. »Aber ausgehend von

meiner vorläufigen Untersuchung würde ich sagen, dass diese Personen noch am Leben waren, als das Feuer ausbrach. Zumindest diese da.«

Er deutete auf Opfer Nummer zwei.

»Ich dürfte hier noch ungefähr dreißig Minuten zu tun haben, dann können Sie sie wegbringen.«

Hubert nickte und ging davon, um sein Transportteam zu informieren.

LaManche ging noch einmal zur ersten Leiche und kehrte dann zur zweiten zurück. Ich sah stumm zu und blies mir Wärme auf meine behandschuhten Finger. Schließlich war er fertig. Ich musste nicht lange fragen.

»Rauch«, sagte er. »Um die Nasenflügel, in der Nase selbst und in den Atemwegen.« Er sah mich an.

»Sie atmeten noch, als es brannte.«

»Ja. Sonst noch was?«

»Die kirschrote Verfärbung der Leichenflecken. Das deutet auf Kohlenmonoxid im Blut hin.«

»Und ...«

»Das Abblassen, wenn man Druck anwendet. Die Leichenflecken sind noch wegzudrücken. Solche hellen Stellen entstehen nur vier bis fünf Stunden nach dem Herz-Kreislauf-Stillstand.«

»Ja.« Er sah auf die Uhr. »Jetzt ist es kurz nach acht. Dieses Opfer könnte um drei oder vier Uhr noch am Leben gewesen sein.« Er zog seine Latexhandschuhe aus. »Könnte. Leichenflecken sind variabel. Was sonst noch?«

Die Frage blieb unbeantwortet. Unten hörten wir einen Tumult, dann Füße, die die Treppe hochpolterten. Ein Feuerwehrmann erschien in der Tür, sein Gesicht war gerötet, er atmete schwer.

»*Estidecolistabernac!*«

Ich ging meinen Wortschatz des *Québécois* durch. Nichts zu finden. Ich sah LaManche an. Bevor er übersetzen konnte, fuhr der Mann fort.

»Jemand hier mit dem Namen Brennan?«, fragte er LaManche.

Das Gefühl der Leere breitete sich auf meine Eingeweide aus.
»Wir haben eine Leiche im Keller. Es heißt, wir brauchen diesen Kerl Brennan.«

»Ich bin Tempe Brennan.«

Der Mann sah mich lange an, den Helm unter dem Arm, den Kopf schräg gelegt. Dann wischte er sich mit dem Handrücken die Nase und sah wieder LaManche an.

»Sie kommen besser runter. Und bringen Sie einen Löffel mit. Von dem ist nicht viel übrig.«

3

Der Mann der Freiwilligen Feuerwehr führte uns die Treppe hinunter und in den hinteren Teil des Hauses. Hier war ein Großteil des Dachs verschwunden, Sonnenlicht fiel in das geschwärzte Innere. Staub- und Rußpartikel tanzten in der Winterluft.

Am Eingang zur Küche blieben wir stehen. Links von mir konnte ich die Überreste einer Anrichte, eines Spülbeckens und einiger großer Haushaltsgeräte erkennen. Der Geschirrspüler war offen, sein Inhalt schwarz und geschmolzen. Überall lagen verkohlte Bretter, dieselben riesigen Mikado-Stäbchen wie in den vorderen Zimmern.

»Bleiben Sie in der Nähe der Wände«, sagte der Feuerwehrmann und verschwand um den Türstock.

Augenblicke später kehrte er wieder zurück und drückte sich an der Westwand entlang. Die Arbeitsfläche der Anrichte hinter ihm war aufgerollt wie eine riesige Lakritzschnecke. Darin eingebettet waren Fragmente von zerplatzten Weinflaschen und unidentifizierbaren Klumpen verschiedener Größe.

LaManche und ich folgten ihm, zuerst dicht an der vorderen Wand und dann an der Anrichte entlang. Wir hielten uns so weit wie möglich von der Mitte des Zimmers entfernt und bahnten uns einen Weg durch verbrannten Schutt, implodierte Metallbehälter und angesengte Propangasflaschen.

Neben dem Feuerwehrmann blieb ich mit dem Rücken zur Anrichte stehen und betrachtete den Schaden. Die Küche und ein angrenzendes Zimmer waren völlig verbrannt. Die Decken waren verschwunden, von der Trennwand nur noch ein paar verkohlte Balken übrig. Wo der Boden gewesen war, klaffte jetzt ein schwarzes Loch. Eine Ausziehleiter ragte aus dem Loch in unsere Richtung. Durch die Öffnung konnte ich Männer in Helmen sehen, die Schutt aufhoben und irgendwohin warfen oder trugen.

»Dort unten ist eine Leiche«, sagte der Feuerwehrmann und deutete mit dem Kopf in die Öffnung. »Haben sie gefunden, als wir anfangen, den Schutt vom Einsturz der Decke wegzuräumen.«

»Nur eine oder mehrere?«, fragte ich.

»Keine Ahnung. Sieht ja kaum noch menschlich aus.«

»Erwachsener oder Kind?«

»Sind Sie bescheuert, Lady?«, schien sein Blick zu sagen.

»Wann kann ich da runter?«

Sein Blick huschte zu LaManche, dann zurück zu mir. »Das muss der Chef entscheiden. Im Augenblick räumen sie noch auf. Wir wollen doch nicht, dass Ihnen irgendwas den hübschen Schädel zertrümmert.«

Er blickte mich mit einem, wie er wohl dachte, gewinnenden Lächeln an. Wahrscheinlich hatte er es vor dem Spiegel geübt.

Wir sahen zu, wie die Feuerwehrleute unter uns Stützpfeiler einschlugen und mit Armen voller Schutt hin und her trotteten. Von einer Stelle, die ich nicht einsehen konnte, war Geklapper zu hören und das Geräusch von Sachen, die losgerissen und weggeschleift wurden.

»Haben die Männer sich schon mal überlegt, dass sie Spuren vernichten könnten?«, fragte ich.

Der Feuerwehrmann sah mich an, als hätte ich behauptet, das Haus sei von einem Kometen getroffen worden.

»Das sind doch nur Bodendielen und Zeug, das von dieser Etage hinuntergekracht ist.«

»Dieses ›Zeug‹ kann vielleicht helfen, die Reihenfolge der Ereignisse zu rekonstruieren«, sagte ich, mit einer Stimme so kalt

wie die Eiszapfen hinter uns an der Anrichte. »Oder die Lage der Leiche.«

Seine Miene wurde starr.

»Da unten könnte es noch immer Brandherde geben, Lady. Sie wollen doch nicht, dass Ihnen die plötzlich ins Gesicht lodern, oder?«

Ich musste zugeben, dass ich das nicht wollte.

»Und dem Typen ist es sowieso egal.«

Unter meinem Helm spürte ich ein Pulsieren an der Schläfe meines hübschen Schädels.

»Wenn das Opfer so stark verbrannt ist, wie Sie behaupten, könnten Ihre Kollegen wichtige Körperteile unkenntlich machen.«

Seine Kiefermuskeln verkrampften sich, als er sich an mir vorbei nach Unterstützung umsah. LaManche sagte nichts.

»Der Chef wird Sie da wahrscheinlich sowieso nicht runterlassen«, sagte er.

»Ich muss jetzt sofort runter, um zu stabilisieren, was noch da ist. Vor allem die Zähne.« Ich dachte an die kleinen Jungs, von denen die Rede gewesen war. Und ich hoffte auf Zähne. Viele. Am besten von einem Erwachsenen. »Falls noch welche übrig sind.«

Der Feuerwehrmann bedachte meine einhundertfünfundsechzig Zentimeter und vierundfünfzig Kilo mit einem abschätzenden Blick. Obwohl die Winterkleidung meine Figur verhüllte und der Helm die langen Haare verbarg, schien er genug zu sehen, um überzeugt zu sein, dass ich nicht hierhergehörte.

»Sie will doch nicht wirklich da runter, oder?« Er suchte immer noch in LaManche einen Verbündeten.

»Dr. Brennan wird die Bergung übernehmen.«

»*Estidecolistabernac!*«

Diesmal brauchte ich keine Übersetzung. Feuerwehrmann Macho dachte, dass diese Aufgabe Mumm – vulgo Eier – erforderte.

»Brandherde sind kein Problem«, sagte ich und sah ihm dabei unverwandt in die Augen. »Um ehrlich zu sein, ich arbeite am